

Gedichte als Fremdgänger

Vom Wiederlesen eigener Texte

VON FELIX PHILIPP INGOLD

Es kommt vor, dass ich in irgendeiner Anthologie oder im Internet auf einer Lyrikline Gedichte entdecke, die angeblich von mir sind, die jedenfalls meinen Namen tragen. „Entdeckung“ ist für solche (stets zufälligen) Wiederbegegnungen mit eigenen Texten das passende Wort. Denn was da gedruckt steht, begreife ich vorab als Fremdtext, lese es wie zum ersten Mal, bin meist erstaunt, bald irritiert, bald positiv überrascht, dass „so etwas“ unter meiner Hand entstanden sein soll. Vermutlich wird dieser Verfremdungs- oder Entfremdungseffekt zusätzlich dadurch verstärkt, dass ich eigene Gedichte (wie eigene Texte generell) niemals nachlese, wenn sie im Druck vorliegen, so als gehörten sie mir, sind sie erst einmal veröffentlicht, nicht mehr. „Was ich geschrieben habe, habe ich nicht.“ Das ist meine Überzeugung und meine Erfahrung seit Langem.

Veröffentlichen heißt für mich *freigeben*, heißt – die Werkherrschaft *abgeben*, heißt also auch – das Geschriebene dem Fremdverständnis, sogar dem Missverstehen auszusetzen. Das Missverständnis mag auf Nicht-verstehen-Können oder Nicht-verstehen-Wollen zurückzuführen sein, dennoch bleibt es eine Spielart des Verstehens.

Wenn mein Gedicht (irgendeins meiner Gedichte) gegen den Strich gelesen und solcherart missverstanden, mithin anders verstanden wird, als ich selbst es, beim Schreiben, vielleicht verstanden habe, bin ich als Autor davon nicht betroffen – Lektüre und Interpretation sind allein Sache derer, die mich lesen.

Mich lesen – oder wen? Brodsky, Müller, Ajgi, Atabay, Spicer, Hungerbühler, Jabès, Demus: Die rhetorische Gleichsetzung von Autor und Werk ist althergebracht, und trotzdem ist sie falsch. Man liest *naturgemäß* nicht den Autor, man liest immer nur dessen Text, dessen Gedicht oder Roman. Ein Fakt, so evident und doch weithin unbegriffen. Ob ich gelesen werde oder mich selber lese, ist unter diesem Gesichtspunkt irrelevant.

Mein Befremden vor eigenen Gedichten hat wesentlich damit zu tun, dass sie, wenn publiziert und losgelassen, bloß noch nominell an mir hängen, durch die *Signatur*; doch gerade der beigefügte Eigename verleitet ja zur Identifizierung des Werks mit dem Autor, die dann eben dazu führt, dass man gemäß allgemeinem Sprachgebrauch „wieder einmal Mandelstam“ oder „endlich einmal Roberta Dapunt“ liest – so wie man bei der Lektüre des *Faust* ganz selbstverständlich davon

ausgeht, man lese Goethe, obwohl man doch das Buch und nicht den Mann vor Augen hat. Der Name des Autors wird damit gleichsam zum Werktitel.

Der Autor, die Autorin sollte aber, denke ich, nicht vor, sondern hinter dem Text stehen. Jegliches Vorwissen über biografische, soziale, wirtschaftliche, politische Bedingtheiten dieser oder jener Autorschaft verunklart den Blick auf die Texte und verengt deren Verständnis. Doch gerade derartiges Vorwissen wird heute massiv von der Werbung wie von der Buchkritik eingesetzt, um die Lektüre beliebt zu machen und das Werk als Widerspiegelung äußerer, leicht nachvollziehbarer Umstände auszuweisen. Autorinnen und Autoren ihrerseits bekräftigen diesen Trend („fort von der Literatur als Kunst“) dadurch, dass sie mehrheitlich in der Ichform schreiben, mithin sich selbst – bald direkt, bald indirekt – in ihre Texte involvieren.



FOTO: FELIX PHILIPP INGOLD

Selbstbildnis des Autors als Nobody 1

Ich selbst war durchwegs bemüht, mein Schreiben und mein Geschriebenes von mir als Person freizuhalten, schon immer war es mein Wunsch, zumindest meine Vorstellung, als Anonymus zu schreiben; aber ja – eine neutrale beziehungsweise objektive Textkritik lässt sich (ließe sich) nur bei anonymen beziehungsweise anonymisierten Werken bewerkstelligen. Was weder möglich noch erwünscht ist, da Anonymität eher als Makel denn als Vorzug gilt und da sie im Übrigen leichter aufzuklären denn zu bewahren ist. Man stelle sich vor, die rund 400 (oder sind es nicht eher 4000?) Literaturjurys im deutschen Sprachraum bekämen lauter anonyme Texte zur Beurteilung vorgelegt – unsre literarische Landschaft und der gesamte Literaturbetrieb sähen völlig anders aus.

Wenn ich nun durch Zufall auf eigene, ältere Gedichte stoße, tritt ebendies ein: Ich nehme sie zunächst als anonyme Fremdtex-te wahr, auch dann, wenn mein Name darüber oder darunter steht. Der Grund für solche Verkennung (Selbstverkennung) liegt vermutlich darin, dass ich beim Schreiben (wie beim Lesen) Person und Werk, Ich und Es konsequent trenne, sodass der Text einen eigenen Wirklichkeitsstatus gewinnen kann und nicht darauf angewiesen (und darauf beschränkt) bleibt, in ständigem Wechselspiel von Welt und Werk abbildhaft und nachvollziehbar herausgearbeitet zu werden. Fremd oder eben anonym können mir eigene Gedichte vorab deshalb vorkommen, weil sie nichts Erlebtes und Erfahrenes mit sich führen – sie sprechen nicht für mich, sie sprechen allein für sich.

2

Dies trifft auch auf den nachstehenden Text zu, den ich im Antiquariat der Buchhandlung Klio am Zürcher Centralplatz beim Blättern in einem alten Heft der *Neuen Rundschau* unvermutet wiedergefunden habe. Ich hatte das Gedicht völlig vergessen, nun las ich es gleichsam zum ersten Mal, es war mir über viele Zeilen hin ganz neu, ganz fremd, ehe es mir allmählich wieder einigermaßen vertraut wurde. – Das Gedicht, betitelt mit „Feuervogel“, stieg sozusagen aus der Asche des Vergessens und nahm dabei erneut seine (d. h. die von mir einst vorgegebene) Form an; es lautet wie folgt, und es bedeutet, was diese oder jene Lektüre erbringt:

Feuervogel

*Was Klima und Miasmen aller Art
mit dem Barock zu schaffen haben! Fragezeichen
dazu stehn vereinzelt in der Gegend –
wie rar sind sie geworden? Und wie sie sich recken!
Weiß der Teufel wo der Norden beginnt
und die ewige Wiederkehr ins Stocken kommt. Was einem
die Zeit so alles bringt? Und nimmt!
Dem Feuer dies? Der Asche das! Spielt keine Rolle, solange der
sagenhafte Vogel noch nicht ausgestopft und, zur Belehrung und*

*Abschreckung, mit seinem definitiven Namensschild versehen
ist. Solang er, ganz Feuer, nicht immer wieder, im Abstand von
genau einhundertdreiundneunzig, also ungefähr zweihundert
Jahren, sich aus der Asche wühlt, um als eine einzige Helle abzu-
heben. Welche Verschwendung ins All! Was dann jeweils zurück-
bleibt, ist hinreichend bekannt und... aber lässt sich dennoch bloß
vermuten: Die Leere vom Ei, der Umriss vom Vater, der strenge
Duft von Myrrhe und guter Hoffnung. Aber wie man weiß
sind Gabe und Name immer
nicht genug – sie taugen eher zum Vergessen
als zum Tragen. Dennoch beugen
sie? Dennoch bückt man sich! Und gleich noch
so ein Satz? Barock ist tatsächlich
auf Erwärmung (mehr noch: Hitze) angewiesen
um in voller Blüte unterzugehen und...
... und ein für allemal bestanden zu haben. Im lodernnden
Federkleid.*

*In taumelndem Flug. Und immer dahin
wo tief oben das Mindeste ist.
Doch überstehn ist bekanntlich bei weitem nicht alles.*

Versteh's, wer will und wie's beliebt. Der Leser, die Leserin ist immer im Recht, auch wenn sie beide unrecht haben. Und das gilt, wenn ich Vergessenes wiederlese und neu lese, für mich als Autor gleichermaßen.

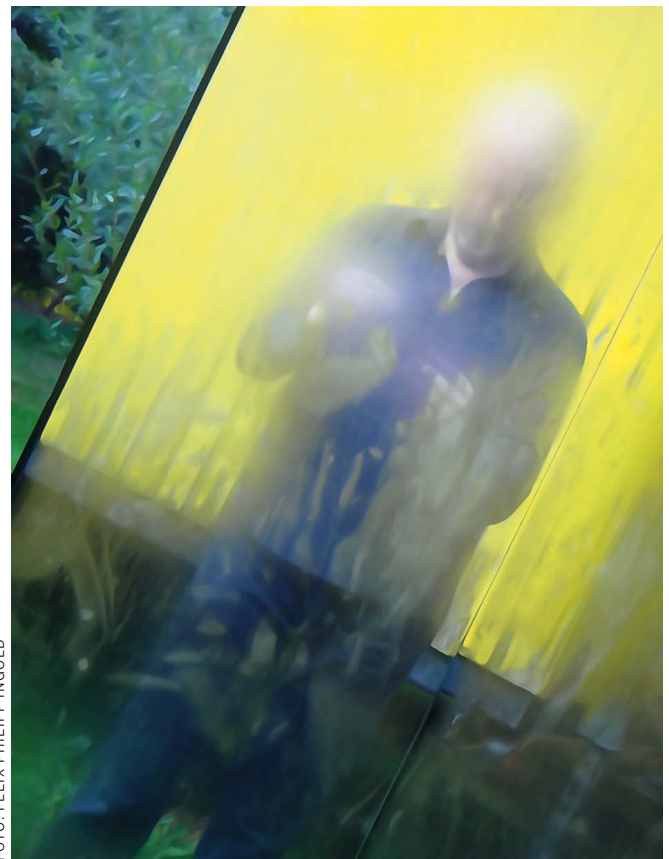


FOTO: FELIX PHILIPP INGOLD

Selbstbildnis des Autors als Nobody 2



FOTO: FELIX PHILIPP INGOLD

Selbstbildnis des Autors als Nobody 3

3

Damit stellt sich umso dringlicher die Frage nach dem *Verstehen*, und die Frage nach dem Verstehen ist üblicherweise identisch mit der Frage nach dem *korrekten* Verstehen, wobei – wiederum üblicherweise – davon ausgegangen wird, dass korrektes Verstehen dann erreicht ist, wenn begriffen wurde, was der Autor, die Autorin hat „sagen wollen“, also *gemeint* hat.

Doch solches Verständnis reicht für die Interpretation dichterischer (lyrischer wie erzählerischer) Texte nicht aus. Die Lektüre derartiger Texte ist ja keineswegs ein bloß kommunikativer Prozess, der mit dem Verstanden-Haben zu seinem Ende kommt, vielmehr eine fluktuierende Annäherung in Fort- und Rück- und Seitenschritten, wozu durchaus auch Fehlritte gehören.

Zu Unrecht sind Fehlinterpretationen, herbeigeführt durch irriges oder defizitäres Verstehen, noch immer weithin verpönt. Statt korrektes Verstehen einzufordern und es, wo's vermeintlich gelingt, zu belobigen, sollte doch mit nicht minderem Interesse ergründet werden, was es mit dem *Missverstehen* und dem *Nicht-Verstehen* auf sich hat. Allein die Tatsache, dass schon manche Autoren freimütig bekannt haben, ihre eigenen Texte nicht oder bloß der Spur nach zu verstehen, wäre dafür Anlass genug. Man braucht ja nicht gleich so weit zu gehen wie jene radikalen Modernisten im Umkreis und in

der Nachfolge Stéphane Mallarmés, die „verständliche“ Gedichte beziehungsweise das „Verstehen“ von Gedichten für eine „Schande“ hielten. Die „Schwierigkeit“ des Verstehens, einst Merkmal dichterischer Qualität, gilt bekanntlich heute als unzumutbar, wenn nicht als schikanös.

•

Das Nicht-Verstehen kann auf unterschiedlichen Textebenen akut werden –

- * zunächst auf der Wortebene (z.B. fachsprachliche oder fremdsprachige Begriffe, Jargonismen, Dialektismen, Archaismen und Neologismen usf.);
- * weiter: bei realen wie fiktiven Orts- und Eigennamen, die man nicht ein- oder zuordnen kann;
- * bei direkten und indirekten Zitaten, deren Herkunft und Funktion unklar bleiben;
- * bei ungewöhnlichen, nicht nachvollziehbaren Vergleichen und Metaphernbildungen;
- * bei alogischen („unmöglichen“) Zeit- und Raumangaben;
- * bei rein klanglicher, bedeutungsleerer Sprachverwendung; usf.

Wenn ich mir unter diesem Gesichtspunkt mein oben eingrücktes Gedicht vornehme, kann ich mir gut vorstellen, wo das Verstehen fehlgehen und in Nicht-Verstehen oder Missverständnisse umschlagen könnte. Die meisten „schwierigen“ Momente könnte ich als Autor mit Leichtigkeit klären. Ich verzichte darauf, weil ja im Normalfall meine Leserinnen und Leser nicht auf mich persönlich rekurrieren können – sie müssen mit dem Text allein fertig werden, und fertig werden heißt nichts anderes, als dass sie eine jeweils persönliche Lesart entwickeln; mit andern Worten – dass sie etwas *anfangen* damit. Ob diese Lesart nun richtig oder irrig ist, braucht nicht diskutiert zu werden – es ist eine Lesart von beliebig vielen (wozu auch die meine gehört), es mag darunter überzeugende und weniger überzeugende geben, entscheidend bleibt, dass es *unterschiedliche* Lesarten gibt.

•

Als Autor spreche ich – entgegen heutiger Usanz – nicht ein Publikum an, sondern individuelle Leserinnen und Leser, denen ich nichts Vorbestimmtes zu verstehen geben will, stattdessen die Freiheit und die Chance *eigensinnigen* Verstehens. Ich muss deshalb immer auch damit rechnen, dass daraus Lesarten erwachsen, die mich – würde ich sie denn kennenlernen – befremden könnten: Für mich kein Problem, da mir solches Befremden vertraut ist angesichts vieler vergessener Texte aus meinem eigenen Schreibhaushalt.

Felix Philipp Ingold arbeitet als freier Autor in Zürich; zuletzt erschienen von ihm unter dem Titel *Überzusetzen* eine Essaysammlung zur Theorie und Praxis des literarischen Übersetzens (2021) und der Prosaband *Die Zeitinsel* (2022), beides bei Ritterbooks.